

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Deutsch-Südwest im Weltkrieg**

**Suchier, Walther**

**Berlin, 1918**

Heimwärts

**urn:nbn:de:bsz:31-39997**

planmäßig untergrabenen und verrotteten Zustände unserer Schutzgebiete wieder einigermaßen Ordnung zu bringen.

### Heimwärts.

Anfang Oktober 1915 erschien gänzlich unerwartet ein Erlass des Herrn Provost-Marshal des „Military Protectorate South Africa“ (sprich: „Deutsch-Südwestafrika“), der uns die ersehnte Freiheit bringen sollte. Die Bekanntmachung besagte, daß Deutschland sein Sanitätspersonal „dringend benötige“, daß England sich bereit erklärt habe, dem deutschen Ersuchen um dessen Auslieferung entgegenzukommen, und daß sich deshalb alle im Militärverhältnis stehenden Ärzte, Sanitätsunteroffiziere usw. am 13. Oktober 1915 zum Abtransport bereit halten sollten. — Was diesen plötzlichen Edelmut hervorgerufen hat, und was letzten Endes mit dem ganzen Unternehmen bezweckt wurde, haben wir nie erfahren. Tatsache ist, daß das Kommando der Schutztruppen bei der Ankunft in Berlin von unserem Erscheinen völlig überrascht und keinerlei Vereinbarung zwischen der deutschen und englischen Regierung über unsere Auslieferung vorausgegangen war. — So bleibt als einzige Erklärung nur die, daß es der Unionsregierung darum zu tun war, auf dem mit Mais und burischen Volunteers tief beladenen Schiff möglichst viel deutsche Passagiere unterzubringen, um damit gegebenenfalls einem U-Bootsangriff begegnen zu können.

Am 13. Oktober, vormittags 9 Uhr, stand der lange Zug am Bahnhof Windhuk bereit, der uns aufnehmen und nach Lüderitzbucht bringen sollte. Eine große Menschenmenge gab uns das Geleit und sah uns mit

gemischten Gefühlen scheiden. Die einen sagten: „Herrgott, wer doch mitkönnte!“, die andern: „Hoffentlich kommt ihr wenigstens nach Hause und werdet nicht unterwegs torpediert oder in Gibraltar eingesperrt!“ — Wer konnte es wissen, wer auch nur annähernd voraussagen, wie sich alles gestalten würde? — Wir würden ja sehen!

Drei Tage und drei Nächte dauerte die Fahrt, die wir auf der unter englischer Herrschaft gänzlich verwahrlosten Bahnstrecke über Keetmanshoop—Aus im Viehwagen zurücklegten. Manchmal blieben wir auf offener Strecke aus unerfindlichen Gründen für einige Stunden liegen, manchmal entgleisten wir ein bißchen, manchmal versagte die Maschine mehr oder weniger endgültig, und der Zugführer erklärte mit stoischer Ruhe, sie wäre „finished“. Aber wir kamen trotz alledem zum Ziel. Am 15. konnten wir in Keetmanshoop einige alte Bekannte begrüßen, in der Nacht vom 15. auf 16. kamen wir durch Aus und feierten ein kurzes Wiedersehen mit den dort internierten Deutschen. Dann ging's bei strahlendem Mondschein hinab durch die wildzerklüfteten Gebirge in die Diamantfelder der Namib, die wir mit Sonnenaufgang durchquerten.

Am 16. vormittags 9 Uhr war Lüderitzbucht erreicht; noch am gleichen Tage erschien nachmittags 3 Uhr das Schiff auf der Reede, das uns aufnehmen und nach der Heimat bringen sollte. Es war die „Erna Boermann“, die tiefbeladen draußen auf der bligblauen See tutete. Sie war 1914 an der Westküste gekapert worden und stand nun in englischen Diensten. Nachmittags 5 Uhr wurden wir übergesetzt, um 6 Uhr gingen wir „Anker auf“ und nahmen Kurs nach Norden. — Gott sei Dank! Afrika lag hinter uns!

An Bord trafen wir zu unserer Überraschung eine Menge Zivilpersonen: deutsche Ärzte und Missionare aus der Kapkolonie mit ihren Frauen und Kindern, einige Damen aus Südwest, die sich über Kapstadt die Heimreise erkämpft hatten, u. a. m.; wir waren alles in allem etwa 40 Personen. — Ein burischer Offizier — Leutnant Healy — mit 25 Mann bildete die militärische Bedeckung, die uns über den großen Teich geleiten sollte. — Die Leute machten einen herzlich unmilitärischen Eindruck und kamen sich anscheinend in ihrer Uniform zum Teil selbst noch etwas komisch vor. Es waren „Volunteers“, die sich in der Kapkolonie hatten anwerben lassen — „für die Dardanellen“, wie der Leutnant bedeutungsvoll hinzufügte. Dort sind sie denn wohl gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um den großen Schlamassel mitzugenießen und sich an dem „genialen Rückzug“ der englischen Streitkräfte zu beteiligen.

Unsere Behandlung war in jeder Hinsicht gut. Wir wurden zu dritt in je einer Kabine erster Klasse untergebracht, nahmen an einer gemeinsamen langen Tafel im Speisesaal mit den übrigen Passagieren die Mahlzeiten ein und wurden in keiner Weise belästigt. Die Verköstigung war nicht üppig, aber ausreichend und ordentlich. Es gab überdies eine Bar, an der man sich Schnäpse und Obst kaufen konnte. — Abends um 9 Uhr mußten wir „prisoners“ von Deck verschwinden und uns in die Kabinen zurückziehen; das war die einzige Vorschrift, der wir uns zu fügen hatten. — Auf jedem Deck stand ein Posten vor Gewehr, der sich um so weniger bemerkbar machte, je weiter wir uns von der Küste entfernten. Den ganzen Tag blieben wir uns selbst überlassen, vertrieben uns die Zeit, so gut es gehen wollte,

mit Bordpromenaden, Schach und Skat und harrten mit einer sich immer mehr steigenden Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Fast drei Wochen waren wir nun schon unterwegs, ohne daß die geringste Veränderung auf unserem Schiffe oder auf der meist spiegelglatten See eingetreten wäre; kaum daß alle paar Tage einmal ein kleiner Dampfer oder Segler am Horizont auftauchte, um nach wenigen Stunden wieder zu verschwinden. Die heißen Tropennächte waren vorüber, es fing an, empfindlich kühl zu werden, und tagelang verbarg sich die Sonne hinter Wolken. An einem grauen regnerischen Herbsttage führen wir an Teneriffa vorbei und waren 24 Stunden später auf der Höhe von Gibraltar.

Das Bild hatte sich in den letzten Tagen schon wesentlich anders gestaltet. Der Schiffsverkehr nahm auffallend zu, wir hatten täglich mehrere Begegnungen; auf der Höhe von Lissabon tobte ein mächtiger Passagierdampfer in höchster Fahrt an uns vorbei und tauschte drahtlose Grüße mit uns aus; der Kapitän sagte uns, es sei die „Mauretania“, die Kitchener nach Ägypten brächte. — Wir bogen in den Golf von Biscaya ein und mußten uns endgültig darüber klar werden, daß es mit dem afrikanischen Sonnenschein bis auf weiteres vorüber war. Grau in grau lagen See und Himmel vor uns, ein mit Schnee vermischter kalter Novemberregen setzte schräg über Deck, und das Schiff bahnte sich im scharfen Nordost mühsam seinen Weg gegen den rauhen Seegang. Wir von der Sonne verwöhnten Afrikaner zogen uns frierend ins Rauchzimmer zurück und bekamen nach langer Zeit zum erstenmal wieder einen Borgeschmack vom europäischen Winter.

Wir steuerten zweifellos einen erheblich anderen Kurs, als er in Friedenszeiten üblich ist; weder die portugiesische noch die französische Küste bekamen wir zu Gesicht. Aber die Anzeichen mehrten sich, daß wir uns der Heimat und damit der U-Bootgefahr schnell näherten. Täglich wurde Bootsmanöver geübt, die Schwimmwesten waren ausgeteilt, und der Kapitän ließ bekanntmachen, es sei empfehlenswert, sich auch des Nachts nicht mehr von Kleidern und Schwimmgürtel zu trennen. Mit Stolz und Freude sahen wir es mit an, wie dem meerbeherrschenden Albion noch auf hoher See die Angst vor den deutschen Blaujacks in die Glieder fuhr — aber es war auf der anderen Seite für uns doch ein sehr eigenartiger Gedanke, sich vielleicht von den eigenen Landsleuten versenken und ins nasse Grab befördern lassen zu müssen. — Gottlob, dieser Kelch ist an uns vorübergegangen!

Wir näherten uns der Küste; das tiefe Stahlblau des Atlantik ging in ein schmutziges Graugrün über; ohne angehalten worden zu sein, bogen wir am 9. November in den Kanal ein und warfen vor Dover Anker. Es herrschte ein gewaltiger Schiffsverkehr. Bewaffnete Fischerboote, Patrouillenfahrzeuge aller Art, Dampfer aller Nationalitäten kamen und gingen; englische Zerstörer jagten vorbei, und Flugzeuge zogen majestätisch ihre Kreise über dem huntbewegten Bild. — Wie oft hatten wir — halb im Scherz, halb im Ernst — den Gedanken ausgesprochen: „Bis wir heimkommen, ist der Krieg zu Ende!“ Und manch einer hatte den Wunsch nicht unterdrücken können: „Wenn wir nur nicht zu spät kommen!“ — Nein, wir kamen nicht zu spät! Wer noch im Zweifel war, dem sagte das Leben und Treiben

im Kanal genug; zum Überfluß fragte ich noch den Lotsen — und erntete ein schallendes Gelächter.

Duzende von Schiffen, meist Holländer und Norweger, lagen bei Dover vor Anker und warteten darauf, abgefertigt und durch die Minensperre geleitet zu werden. In der vergangenen Nacht waren zwei neutrale Dampfer auf treibende englische Minen aufgelaufen und gesunken; die Ausfahrt nach der Nordsee war gesperrt. — Unsympathische Gegend! — Am Nachmittag des 11. November verließen wir Dover mit einem Lotsen an Bord, der uns hinter vier Minensuchbooten auf Umwegen durch die einzige nicht verseuchte Fahrinne in die Themsemündung steuerte — Marschrichtung London! — Nach zwei Stunden Flußfahrt passierten wir einen gesunkenen Dampfer, der auf Grund lag und gerade noch mit der Brücke aus dem Wasser ragte; man konnte es nicht hindern, daß einem so allerhand Gedanken auftauchten und man anfing, gewisse Möglichkeiten in den Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen. Die christliche Seefahrt hat in Kriegszeiten zweifellos ihre unverkennbaren Schattenseiten, zum mindesten in englischen Gewässern!

Wieder Schiffe die schwere Menge; Schweden, Dänen, Norweger, Holländer, Engländer — selbst ein Japaner zog stolz (und schmutzig) an uns vorbei. Das Tilbury-Hotel lag verlockend vor uns am Strande und erweckte allerlei Vorstellungen von bevorstehenden Kulturgenüssen, die wir seit Jahr und Tag nur noch aus verschwommenen Erinnerungsbildern kannten. Vom Ufer klang unaufhörlich Infanteriefener herüber — da wurden die *Kitchener-boys* gedrillt. — Als die Dunkelheit einbrach, erschienen zahlreiche Lichtegel von Scheinwerfern, die die dunstige Atmosphäre unablässig durch-

schnitten und den trüben Nachthimmel krampfhaft absuchten nach der deutschen Luftpest, den „Zepps“. Und wieder konnten wir es sehen und fühlen: England hat uns fürchten gelehrt!

Leutnant Healy nahm mich an einem der letzten Tage beiseite und trug mir eine Bitte vor, die ich erst für einen schlechten Scherz hielt: Wir sollten ihm ein schriftliches Zeugnis ausstellen, daß er uns auf der Überfahrt anständig behandelt und sein Bestes getan habe, uns das Leben angenehm zu machen. — Das hatte er zweifellos, und ich versicherte ihm, daß wir äußerst zufrieden gewesen seien — aber wir, seine Gefangenen, könnten doch nicht gut ihm, dem Transportoffizier, ein Führungszeugnis ausstellen! Er verstand mich nicht; er glaubte, ich wollte Ausflüchte machen, und beeilte sich, mir zu versichern, das könnten wir ganz ruhig tun, denn die Unteroffiziere und Mannschaften hätten ihm auch schon eines ausgestellt! — Merkwürdige Begriffe bei einem Offizier!

Es kamen bange 48 Stunden, während deren wir still auf der Themse lagen. Was würde mit uns geschehen? Mußten wir an Land? In ein Konzentrationslager? — Sollte so kurz vor dem sehnlichst erwarteten Ziel noch alle Hoffnung umsonst gewesen sein? Oder? — Die Stunden schlichen hin in niederdrückender Ungewißheit.

Am 13. nachmittags kam eine Kommission von Offizieren an Bord, die nochmals ein Passagierverzeichnis aufnahm. Dann wurden wir aufgefordert, unser Gold- und Silbergeld abzugeben. Am Abend des gleichen Tages gab's plötzlich fieberhafte Tätigkeit an



Vord: „Fertigmachen! Packen! Es geht los!“ — Halleluja! — Mit Einbruch der Dunkelheit kam ein alter Raddampfer längsseit, der uns an Vord nahm und uns bei Nacht und Nebel eine Stunde themseabwärts brachte, bis wir die schattenhaften Umrisse eines kleinen Dampfers vor uns auftauchen sahen: Ein Holländer, „Batavier III“! Gott sei's gedankt!

Am 14. November 1915 liefen wir in Rotterdam ein. Wir hatten wieder festen Boden unter den Füßen — neutrales Land — wir waren frei! Nach 15 Monaten drückender Sorge und Ungewißheit sahen wir die erste deutsche Zeitung und lasen goldene Worte: den deutschen Heeresbericht! Nach 15 Monaten vollständiger Abgeschlossenheit von der Welt sollte es Wirklichkeit werden, was ich seit Beginn des Krieges jede Stunde des Tages unzählige Male gewünscht und mit aller Kraft herbeigesehnt: Morgen — morgen würde ich in der Heimat sein — im deutschen Vaterland.

Schnell ein Telegramm nach Hause — nach anderthalb Jahren tödlichster Stille das erste Lebenszeichen!

Dann ging ich ins Maasfhotel und kaufte mir eine Flasche Sekt.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,  
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.